Paul Remer



oooo Unterm Regenbogen

Den Schmuck dieses Buches zeichnete Max Fröhlich. Den Druck besorgte Otto v. Holten in Berlin. Hundert nummerierte Exemplare wurden in Leder gebunden und sind zum Preise von je fünf Mark durch alle Buchhandlungen oder auch vom Verlage zu beziehen.



Unterm Regenbogen

Der Dichtungen erste Reihe.
Von Paul Remer. Dritte geänderte und vermehrte Auflage.



Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig
im Jahre 1905.

Meinem Vater und meiner Mutter



Der Kobold

Die Sonne scheint, eine große strahlende Sonne.
Zugleich aber lagert eine unförmliche schwarze Wolke am Himmel, und dicke schwere Tropfen fallen zur Erde herab.
Und die Sonnenstrahlen schlüpfen durch die Regentropfen: ein Regenbogen spannt seine buntschimmernde Brücke über die ganze Weite des Himmels.
Hoch oben, auf der höchsten Höhe des Regenbogens sitzt ein Kobold, ein närrischer kleiner Kobold im aschgrauen Kleide: er hat den Kopf in die Hand gestützt und grübelt.
Juchhei, klinglingling! auf einmal wirft er seine Schellenkappe in die Luft — Juchhei, klinglingling! mit dem Kopfe fängt er seine Schellenkappe wieder auf.
Und dann lacht er, lacht er: ein starkes, frohes, freies Lachen, das durch die dunkelhelle Welt schallt und widerhallt in Höhen und Tiefen!



Gefangene

Die Menschen sind Gefangene, alle, alle – nur die meisten wissen es nicht.
Die einen machen sich's lustig in ihrem Gefängnis und lachen und singen hinter dem eisernen Gitter: das sind die Glücklichen.
Die anderen klirren ingrimmig mit ihren Ketten und hadern mit der Gefängnisordnung und schimpfen Gott einen bestechlichen Kerkermeister, der dem einen Wein und Braten, dem andern Wasser und Brot vorsetzt: das sind die Unzufriedenen.
In einer dritten Zelle aber sitzt der Dichter: er lächelt mitleidig bei dem Treiben seiner Wandnachbarn, ihm ist es gleich, was er aufgetischt bekommt, ob Wein und Braten, ob Wasser und Brot – es bleibt doch immer Gefängniskost!

●●●

Und der Dichter träumt.
Leise schleicht es zu ihm hinein, ein blasses Mädchen mit dunklen Sehnsuchtaugen, und legt die Arme um



seinen Hals und flüstert ihm ins Ohr: wundersame Dinge.

Mit allen seinen Sinnen lauscht er, hingegeben dem geheimnisvollen Flüstern. Wort reiht sich ihm an Wort, Klang an Klang, Bild an Bild. Seine Zelle weitet sich, die engen Wände fliehen ins Unendliche – sie wird groß wie die Welt, nein größer als die Welt!

Und was er dichtet, ist Heimweh, Heimweh nach der Freiheit, bald bange klagend, bald düster trotzend, bald hoch sich wiegend auf leuchtenden Flügeln im fernen Sonnenreich der Erfüllung.



Ungeboren

Wie glücklich wir lebten, als wir noch nicht geboren waren!

Das war in einem Sumpfe, ganz am Ende der Welt: dort, wo sie mit Brettern vernagelt ist, wo der Bretterzaun der menschlichen Erkenntnis das Endliche trennt vom Unendlichen.

Und der Sumpf, in dem wir lebten, begann unmittelbar hinter dem Bretterzaun.

Ein jedes von uns saß auf einem breiten Wasserrosenblatt: das war ihm zugeteilt als sein Besitz, sein Spielplatz, sein kleines Reich.

Wir waren ja ganz kleine Kinder, ungeborene Kinder, und ein Wasserrosenblatt bot uns Raum genug.

Wir patschten ins Wasser, und wenn die Tropfen uns näßten, lachten wir: ein glockenhelles, bis auf den Grund durchsichtig klares Lachen.

Der geborene Mensch kennt dieses Lachen nicht — sein Lachen ist nur der Gegensatz vom Weinen, nicht das Lachen selber.

Und doch, ein Dunkles lag auch in uns, eine unbe-







stimmte Angst, die unser Glück nicht ganz vollkommen sein ließ. Groß fragend hefteten sich unsere Augen zuweilen auf den Bretterzaun: was lag dahinter?
Von Zeit zu Zeit kamen große weiße Vögel mit langen dünnen roten Beinen da herüber. Wir empfanden sie unbewußt als unsere Feinde, wir plumpsten bei ihrem Anblick ins Wasser wie aufgescheuchte Frösche.
Aber die großen weißen Vögel erwischten jedesmal einen von uns — oder auch zwei — oder auch drei —
Und noch aus weiter Ferne hörten wir das herzzerreißende Geschrei der Geraubten, wenn die großen weißen Vögel mit ihnen über den Bretterzaun zurückflogen.
Was lag dahinter? Was lag dahinter?!



Kindlein im Schnee

Zu Beginn des Frühlings, mit den ersten Knospen, ist das Kind ans Licht gedrängt. Während des Sommers, mit dem in der Sonne reifenden Korn, hat sein Haar sich blond gefärbt. Im Herbst, mit den im buntfarbigen Laube schwellenden Früchten, sind seine Backen rund und rot geworden.

Und nun erlebt Kindlein seinen ersten Winter:

Eingemummt in eine weiße Pelzjacke und mit einer weißen Pelzkappe um den Blondkopf, so kutschiert es in das Wunderland des Winters hinein. Vor seinen himmelblauen Wagen sind weiße Engel gespannt, von deren flatternden Flügeln in leisen Wolken Schnee aufstäubt.

Schnee liegt auf Wegen und Stegen, Schnee lastet auf Bäumen und Sträuchern, so daß alle Zweige, schwer von der weißen Last, sich tief zu Boden neigen müssen.

Fest hält Kindlein in seinen beiden Fäusten die Zügel des Engelgespanns. Mit großen ernsten Augen kutschiert es in das Wunderland des Winters hinein, in das stille weiße Reich, darinnen kein Laut des Lebens erklingt.





Nur die Engelflügel flattern immer hastiger, und in immer dichteren Wolken stäubt von ihnen der Schnee empor.
Und von den stäubenden Engelflügeln kommt eine Schneeflocke geflogen — legt sich leise auf Kindleins Hand. Es spürt den kalten Hauch: verwundert schaut es hinab und schaut einen kleinen sechsstrahligen Stern, so fein und zierlich wie kein Spielzeug auf Erden.
Unwillkürlich läßt es die Zügel fallen und krümmt den einen Zeigefinger und tippt mit ihm vorsichtig auf den feinen zierlichen Schneestern.
Auf einmal wird es da hell in Kindleins Erinnerung: ja, vor kurzem noch hat es selber solche weißen Sterne geformt und fröhlich mit ihnen gespielt und zuweilen auch eine Handvoll davon in einen großen grauen Sack gethan, der eines Tages dann unter Lachen und Jubel irgendwohin ausgeschüttet worden.
Kindlein hat seine Augen weit und glänzend geöffnet — um seinen kleinen, ein wenig offenen Mund leuchtet ein unirdisch-seliges Lächeln auf . . .





Das Märchen von der Milchstraße

Mein Schwesterchen auf dem Schoß, sitze ich am Fenster. Es ist dunkel im Zimmer, und von draußen her grüßt die Nacht mit tausend hellen Sternenaugen zu uns herein.

„Du hast mir eine Geschichte versprochen!" sagt sie – und sie bettelt und schmeichelt, bis ich nachgeben muß und zu erzählen beginne:

„Vor langen, langen Zeiten – die Welt war eben erst fertig geworden – nur die Sterne fehlten noch – die Nacht war immer ganz schwarz – und der Himmel war gleich einem frisch umgepflügten Ackerfeld, in das noch kein Saatkorn gefallen –

„Da hängte der liebe Gott sich eines Tages ein großes Sälaken um die Schultern – und er füllte es bis obenhin von goldner Sternensaat – und er ging aus zu säen und streute mit vollen Händen den lichten Segen über die Gefilde des Himmels –

„Und alsbald leuchtete es auf – weithin, an allen Ecken und Enden – ein buntes Lichtgewimmel – noch heute siehst du den Weg, den der himmlische Sämann





gegangen – sieh! dort der helle Sternenstreif: die Menschen nennen ihn die Milchstraße –
„Denn Gottes Sälaken hatte ein Loch – die lieben Engel hatten vergessen, es zu stopfen – und während er so dahinschritt, sickerte es unten durch – ein breiter Strom goldener Saatkörner –
„Und für ewige Zeiten wurde so der Weg verraten,

den Gottes Fuß gegangen."





Die Sonntagspuppe

Meinem toten Schwesterchen

In einer halben Stunde wird der Leichenwagen kommen.

Die Mutter liegt halb knieend über dem kleinen Sarge, den sie fest, krampfhaft mit beiden Armen umklammert hält – sie will, sie kann ihn ja noch nicht fortlassen!

Und aus ihren rotgeweinten Augen fällt hin und wieder eine dicke Thräne auf das weiße Gesichtchen im Sarge – es ist fast, als weint die kleine Leiche.

Der Vater aber steht hinter ihr und schaut bleich, in wort- und thränenlosem Jammer, auf das Bild zu seinen Füßen: er hat doppelt zu tragen, den eigenen Schmerz und den Schmerz seines Weibes.

Langsam, müde, gleich einer Schwerkranken steht die Mutter vom Sarge auf und lehnt sich still an ihren Mann, der wie tröstend seinen Arm um ihre Schultern legt – –

„Wie schön unsere Käthe ist!" sagt die Mutter nach einer Weile, und ein Lächeln huscht über ihr thränendes



Antlitz, schnell, flüchtig, ein Sonnenstrahl, der im Regenwetter nicht naß werden will.
„Und sieh mal!“ plaudert sie leise weiter, in den Anblick ihres Kindes verloren. „Sieh mal die Sonntagspuppe neben ihr im Arme! Das treue Ding hat seine großen Puppenaugen auch zugemacht wie seine kleine Herrin.“
Ihr Mann schauert zusammen: er muß an den Augenblick denken, da seine zitternde Hand der kleinen Herrin die starren Augen zugedrückt hat.
„Weißt du,“ fährt die Mutter fort, „es ist doch gut, daß wir ihr damals, wie sie sich's wünschte, eine Puppe zu Weihnachten schenkten, die schlafen konnte. Oh, es hätte häßlich ausgesehen, die offenen Glasaugen der Puppe da neben unserer schlafenden Käthe!“
„Erinnerst du dich,“ flüstert sie, „es war ihre Lieblingspuppe, noch kurz vor ihrem Tode sprach sie von ihr. Ich pflegte sie ihr des Sonntags auf ein paar Stunden zu geben – ach, das war immer ein Jubel, die kurze Zeit! Aber wenn ich die Puppe ihr wieder verwahren wollte, damit sie sie ja nicht zerbräche, so fielen immer erst ein paar Thränen –“



Die Mutter wird still. Vor ihren Augen, die noch immer auf den Sarg gerichtet sind, werden die fünf Jahre wieder lebendig, die sie nun ihre Käthe gehabt haben. Oh, ihr Alles, ihr Alles ist das kleine, artig-unartige Ding gewesen, ihr kleines Glück, ihre kleine Sonne —!

Fünf Jahre?

Ja, das ist auch wie ein paar Sonntagsstunden gewesen, und sie und ihr Mann, zwei große Kinder, haben sie mit ihrer Sonntagspuppe gespielt, so glücklich, so glücklich! Und jetzt —?

„Du," sagt sie leise, mit sterbender Stimme, indem sie sich fester an ihren Mann schmiegt, „du, ich glaube, unser Herrgott hat uns unsere Sonntagspuppe auch nur genommen, damit wir sie nicht zerbrechen sollten."





Giebt es Engel?

Ein Nebelmorgen graut durch die Fenster des Schulzimmers herein. Das Dunkel ballt sich in den Ecken, wogt vor der großen düster-drohenden Wandtafel, hüllt den Lehrer auf dem Katheder ein, so daß die Kinder sein Gesicht nur blaß und verschwommen wie aus weiter Ferne sehen.

Ein Schaudern und Frösteln geht durch die Reihen der eng zusammengedrängten Kinder. So kalt und grau ist es in dem ungeheizten Raume, so matt und müde gleichwie durch Sand schleicht der Unterricht in dem lastenden Dunkel vorwärts. Es ist Rechenstunde: die große düster-drohende Wandtafel bedeckt sich ganz mit weißen Ziffern, die gespenstisch durch das Grau schimmern.

Und aus der hintersten Bank wird zage, zögernd eine Hand in die Höhe gehoben.

„Nun, was giebt's?" fragt der Lehrer, mißmutig über die Störung.

„Ich — ich wollte nur fragen," stottert eine ängstliche Knabenstimme, „giebt es Engel?"

Das ist eine erzdumme Frage mitten in die Zahlen hin-



ein. Der Lehrer hat in seinen Stunden nichts mit der Religion zu thun – er giebt Rechnen und Naturkunde. Eine unwillige, barsch-abweisende Antwort steht ihm bereits auf den Lippen.

Doch da klingt sie in ihm wider, die bange Kinderfrage: „Giebt es Engel?“ In den Gründen seiner Seele klingt sie wider, gleich dem Hall und Widerhall eines Steines, der in einen tiefen Brunnen geworfen wird. Und auf einmal teilt sich das Dunkel in seiner Seele – springt ein verschütteter Quell in ihm auf!

„Ja, gewiß!“ ruft der Lehrer fröhlich, wie befreit. „Ja, gewiß, Kinder, es giebt Engel!“

Und dann, mit einem leisen Lächeln, fährt er fort: „Die Engel, müßt ihr wissen, sind kleine Kinder mit Flügeln, die immer in der Sonne fliegen, in der Sonne spielen, sich haschen und greifen. Sie brauchen in keine dunkle Schule zu gehen, denn dort würden sie bald ihre Flügel loswerden. An einem Tage wie heute, da zerren sie mit ihren kleinen Fäusten an der dicken Wolkendecke, um sie wegzuziehen und den Kindern auf Erden die Sonne wiederzuschenken –“

Und während der Lehrer noch spricht, wird die dicke





Wolkendecke sachte emporgehoben. Die Sonne strömt ins Schulzimmer – huscht über all die blonden, braunen, schwarzen Kinderköpfe – malt zitternde Lichtkringel auf die große, düstere, mit vielen Zahlen drohende Wandtafel.



Der erste Schnee

All die Tage schon hing der Himmel als ein großer grauer Sack über der Erde.

Viele Nasen wurden jeden Morgen an den kalten Fensterscheiben plattgedrückt, und weitoffene wartende Kinderaugen forschten zu dem dunklen Himmel hinauf. Der große graue Sack aber wollte sich noch immer nicht aufthun.

Doch nun endlich — heute!

Ein mitleidiger Engel hat all die Gebete kleiner und großer Kinder erhört. Heimlich, mit einem blitzblanken Küchenmesser ist er an den großen grauen Sack geschlichen. Ritsch — ratsch! Ein breiter klaffender Spalt, und dann strömt es hernieder: weiß — weiß — weiß —

In einem Hui ist der trübe Wintertag voll flirrender wirrender weißer Flocken. Das wird mehr, immer mehr: der große graue Sack klafft ganz auseinander, und all sein Inhalt weht in wirbelnden weißen Wolken zur Erde.

Da geht ein einziger Jubelschrei durch die Welt: aus Thür und Thor bricht es hervor, jauchzt und stürmt in



den Schneeflockentanz hinaus – Buben und Mädel, Mädel und Buben!

In einer runden roten Kinderhand formt sich schnell der erste Schneeball: aufs Geratewohl geworfen, fliegt er in das weiße Gewirr hinein und platscht (oh weh!) einem alten Manne gerade in den Nacken, daß das kalte Thauwasser ihm den Rücken herabläuft.

Ein kleines Mädchen hat's gethan: tieferschrocken steht es da, wie angefroren, und doch zuckt es ihm in allen Gliedern, davonzulaufen – auszureißen, wenn der alte Mann Miene macht, es zu fangen!

Der aber schüttelt sich nur ein wenig – der vermag heute nicht böse zu werden. Vom ersten Schneeflockentanz umwirbelt, schreitet er weiter, träumend, lächelnd – ferne, leise Glocken hört er klingen . . .



Begegnung

Ein armer, gebrechlicher Greis zieht des Weges.
Sein Rücken ist tief gebeugt, als trage er eine unsichtbare schwere Last. Seine Augen sind leer und tot: das Leben wich aus ihnen und hat sich in seine letzten Schlupfwinkel zurückgezogen, wo es bange zitternd dem Tode entgegenharrt.
Und doch ist es Frühling draußen: junges Grün kleidet weithin die Erde – die Luft ist voll Sonnenschein und Lerchenschlag – am Weg entlang hascht sich ein Schmetterlingspaar von Blume zu Blume.
Und der Frühling hat Mitleid mit dem armen, gebrechlichen Greise. Er schickt ihm seine Jugend: ein Knabe kommt durchs Feld gesprungen, ein fröhlicher Knabe, und gesellt sich zu ihm.
Zutraulich nimmt er seine Hand und trollt sich neben ihm her. Er beginnt zu plaudern – kindliches Geplauder. Er erzählt ihm von Eltern und Geschwistern, von seinem Spielen, seinem Lernen: ja, Ostern ist er zur Schule gekommen, und das ABC weiß er schon ganz und gar auswendig!





Stumpf und teilnahmlos schreitet der Greis dahin. In die grämliche Selbstsucht des Alters eingesponnen, hört er kaum, was sein kleiner Begleiter spricht. Diese Welt liegt ihm schon so ferne, der Weg dahin ist so weit für seine müden Füße.

„Aber kennst du mich nicht?" fragt der Knabe plötzlich, und ängstlich forschend sieht er zu dem Alten auf. „Kennst du mich nicht?"

Der Greis richtet seine toten Augen auf den Knaben — eine lange bange Minute — traurig schüttelt er dann den Kopf.

Der Knabe steht auf dem Wege und sieht leise schluchzend dem alten Manne nach, der langsam und wieder allein seine Straße weiterzieht.



Abseits

Abseits, hinter der Mauer hat man sie begraben, dort, wo die Selbstmörder liegen – man hatte sie aus dem Wasser gezogen.

Es war die alte Geschichte gewesen: sie hatte ihn geliebt und hatte sich ihm hingegeben – er aber war davongegangen und hatte nie wieder von sich hören lassen.

Stimmen waren laut geworden, Stimmen des Mitleids, die ein ehrliches Begräbnis verlangten. Aber der Pastor hatte erklärt: das heißt die Unsittlichkeit ermutigen! Und abseits, hinter der Mauer hat man sie begraben.

Kein Erinnern pflegt ihr Grab. Die Eltern sind fortgezogen. Freunde und Verwandte, die noch in der Stadt wohnen, fürchten das Gerede und fliehen den Ort.

Alle fliehen – Natur allein kommt, die Stätte zu schmücken. Roter Mohn und weiße Winde und blaue Kornblume, wild und regellos wogt's durcheinander, ein ganzes Blumenmeer.



Und wenn die Sonne scheiden geht, grüßen ihre letzten Strahlen das verfemte Grab: eine Lichtinsel liegt es noch da, während der übrige Teil des Friedhofs schon ins Dunkel der Dämmerung untergetaucht ist.



Die Blinde

Die Farbenpracht des Frühlings leuchtet nicht für sie, kein Strahl der großen Sonne dringt in ihre Nacht, und doch lächelt sie, während sie den schmalen Grasweg dahinschreitet.

Den Kopf leicht erhoben, lauscht sie den heimlichen Vertraulichkeiten der Dinge: wie das überall flüstert, leise, leise, nur ihrem Ohre vernehmbar.

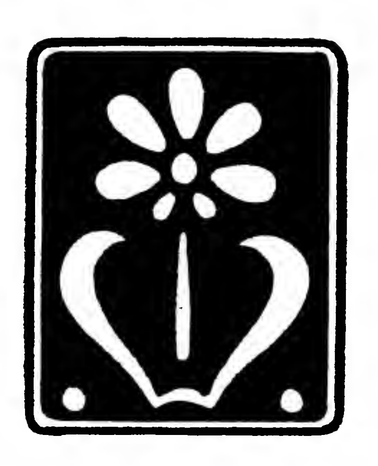
Sie hört das Springen der Knospen – das Schwirren der Schmetterlingsflügel – das Knistern der Halme, durch die ein Käfer hastet.

Weiter ab ertönt das feine Zirpen der Grillen – das satte Brummen der Hummel – der Baum, welcher dort am Feldrand steht, schickt sein Blätterrauschen herüber.

Gleich honigbeladenen Bienen kommen die Töne zu ihrem Ohr – aus der Nähe – aus der Ferne . . .

Mit Sang und Klang hält der Frühling Einzug in ihre weitgeöffnete Seele.







Adam und Eva

Ein flüsterndes Rauschen ging durch die Baumkronen. Durch wechselnde Blätterlücken schlüpften Sonnenstrahlen gleich glänzenden Eidechsen und betupften mit weißen Flecken das schattige Dunkel.

Da erwachte Adam und sahe das W e i b! ... Dem formlosen Verlangen, das ihn gequält in einsamem Schlummer, hatte Gott Leben und Körper gegeben.

Zu Tode erschrocken saß er da in dem hohen grünen Grase, und beide Hände hielt er beschattend über die geblendeten Augen.

Von dunklem Laubgrün hob sich der Glieder leuchtender Schnee. Eine schwere blonde Haarlast bog den Kopf leicht zurück. Aus halbverschleierten, blauen Augen schaute es ihn an, ein lösungheischendes Rätsel.

Aus nahem Busche klang der Nachtigall Lied. Einer Taube lockendes Girren wurde hörbar. In der Ferne erhob sich Löwengebrüll mit dumpfgrollender Begierde.

Und Adam sprang auf. Dunkle Gewalt trieb ihn zum Weibe. Er breitete seine Arme und zog sie an seine Brust und küßte sie auf den Mund, daß sie willenlos erbebte.





Leib drängte sich an Leib, Seele an Seele. In wildem Leidenschaftskuß rollten sie in das hohe grüne Gras. Flammende Begierde erhellte des Werdens schwüles Geheimnis.

•••

Und Adam und Eva waren glücklich. Sie träumten im Nichtwissen wie in einer rosigen Wolke. Gott hatte ihnen verboten, zu essen vom Baum der Erkenntnis.
Mitten im Garten wuchs der Baum. Ein schillernder Schlangenleib wand sich den Stamm hinauf. Zwischen blaßgrünen, wie kranken Blättern sah kaltgrübelnd ein Kopf hervor.
Und der Kopf sprach zu dem Weibe: „Wenn du issest von meinen Früchten, wirst du sein wie Gott und wissen um alle Dinge im Himmel und auf Erden!"
Da siegte des Weibes Neugier über das göttliche Verbot: Eva nahm die Frucht und gab auch Adam zu kosten.
Alsbald fiel es wie Schuppen von ihren Augen. Die rosige Wolke zerriß: ihr Blick löste sich von dem schimmernden Schein und drang tief in das Herz der Dinge.



Am Rosenstrauche starrten spitzige Dornen. Im hellen Tageslicht schlich nächtiges Dunkel. Aus blühend warmem Leben grinste ihnen die Fratze des Todes entgegen.
Ein kalter Schauer schüttelte sie. Sie sahen an sich hernieder und wußten plötzlich, daß sie nackt waren. Der erwachte Geist erschrak ob der vergänglichen Hülle.
Ein wirres unklares Gefühl trieb ihnen das Blut in die Wangen. Mit brennendroten Gesichtern flüchteten sie ins Dickicht. Und abseits, in tiefem Buschversteck, pflückte die Scham das erste Feigenblatt.

●●●

Da war das Paradies nicht mehr das Paradies.
Durch die offene Pforte ziehen Adam und Eva hinaus in das neue Leben. Herbstlich grau breitet sich die Welt vor ihnen. Von kahlen Bäumen schallt ihnen Rabengekrächz als Willkommen entgegen.
Doch trotzig aufgerichtet schreitet Adam durch die Pforte. Unerschrocken dringt sein Blick in die nebelige Ferne. In seinem Arme zuckt es, und seine Hand ballt sich zur Faust: aus stolzem Kraftbewußtsein entspringt



ihm der Wunsch nach Kampf und Gefahr, nach Not und Arbeit!
Ihm zur Seite geht Eva – ganz Reue und Sehnsucht. Ihr Kopf ist nach rückwärts gewandt: ihre Augen suchen hinter den hohen Bäumen das verlorene Paradies. Und da – ganz nahe, sie hat einen Apfel erspäht, der an schwankem Zweige über den Zaun hängt.
Ein schneller scheuer Blick – nach rechts, nach links – dann pflückt sie heimlich den Apfel und verbirgt ihn in ihrer hohlen Hand . . .



Venus von Milo

Der kleine Saal, in dem sie thront, ist halb dunkel. Im Hintergrund hängt eine tiefrote Sammetdecke, aus der wunderbar-lebendig der weiße Marmor herauswächst.

Du sitzest auf der kleinen Bank zur Rechten des Bildwerks: du hast den Kopf hinten an die Wand gelehnt und verlierst dich in die Betrachtung des Venuskopfes.

Aus welcher reinen Höhe er dir entgegenlächelt!

Es wird still um dich, ganz still — die Welt mit ihrem Lärm und ihrer Lust flutet von dir fort — weit, weit fort.

Du hast die Empfindung: der alte Mensch bricht in dir zusammen, und ein neuer Mensch ersteht aus seinen Trümmern, ein neuer Mensch mit reinem Fühlen und selbstlosem Denken.

Du vergißt dich, dich und dein kleinliches Mühen und deine staubgeborenen Sorgen: all der Ballast des Alltagslebens versinkt hinter dir in einem dunklen Meer.

Und du fühlst dich so leicht, so frei — dir wachsen Schwingen — ein Himmel ewigen Lichtes thut sich auf — beseligt fliegst du empor . . .



Ja, Freund, die schöne Frau kennt alle ihre Verehrer, sie hat sie alle mit ihrem ahnungsvollen Auge gesehn.

Kein Herz, das auf dieser Erde für Frauenschönheit schlägt, bleibt ihr verborgen: es gehört ihr, ist ihr Eigentum. Ach, dieser kleine feine Kopf hat viel zu behalten, um all die tausend Siege nicht zu vergessen!

Und jeder Sieg macht ihre Schönheit stolzer, gebietender, machtvoller —

Die Schönheit der Frau braucht wie die Kraft des Mannes den Triumph, um zu erstarken, um hinaufzureifen zu jenem großen stillen Selbstbewußtsein, welches vielleicht ihre höchste Weihe ist.

Hier ruht das Geheimnis der ewigen Schönheit der Venus von Milo: weil ihre Siege nie enden, wird nie ihre Schönheit enden!

●●●

Du schweigst, Venus von Milo?
Dein Marmormund hat wohl ein Lächeln, doch keine Worte: dein Denken und Fühlen bleibt ewig unausgesprochen.



Und das ist gut, schöne Frau! Wenn du deine Lippen öffnen würdest – vielleicht sagtest du eine Dummheit, und aller Zauber wäre entflohn!

Du bist klug, Venus von Milo: du weißt, daß Schweigen die Sprache der Schönheit ist.





Träume eines Weibes

Erinnern Sie sich, teure Freundin?
Wir saßen in Ihrem blauen Zimmer. Draußen war trübes Wetter, und graue Dämmerung füllte den Raum.
Sie hatten sich zurückgelehnt. Ihre eine Hand blätterte zerstreut in dem Buche, das aufgeschlagen vor Ihnen im Schoße lag. Ihre Augen blickten aus dem Halbdunkel herüber wie aus weiter Ferne.
Wir sprachen über Träume . . .
„Ja, was man nicht alles träumt!" flüsterten Sie. „Es ist schrecklich! Und dabei träume ich so lebhaft, so wahr! Ich erinnere mich meiner Träume noch nach Jahren. Aengstlich frage ich mich zuweilen, ob das überhaupt Träume sind. Ach, man weiß ja nicht, wo die Grenze liegt zwischen diesem Leben und jenem dunklen, geheimnisvollen –"
„Es giebt keine Grenze!" warf ich ein.
„Nein, es giebt keine, Sie haben wohl recht. Aber das ist eine furchtbar quälende Empfindung. Alles greift ineinander über, alles verschwimmt ineinander: Traum





in Leben, Leben in Traum. Und nirgends hat man einen Halt –"

Plötzlich lachten Sie auf:

„Doch ich will Ihnen den Unsinn erzählen, wenn Sie wollen!"

Die weiße Taube

Ich saß am Fenster. Vor mir ging die Sonne unter. Ihr verblutendes Licht erfüllte das Zimmer.

Ich bin eine junge, glückliche Frau. Die Gegenwart ist so schön, so schön. Und doch entführt mein Traum mich in die Vergangenheit.

Ich sehe ihn wieder, den blassen Mann, den Schwindsuchtkranken. Seine Augen sind auf mich gerichtet. Ein heißer Schmerz, eine tiefe stumme Trauer fleht aus ihnen um Mitleid.

Und plötzlich kniet er vor mir. Er hat meine Hände ergriffen und bedeckt sie mit glühenden Küssen. Wild, leidenschaftlich bricht's aus ihm hervor:

„Ich liebe Sie, liebe Sie grenzenlos, wahnsinnig! Ich habe dagegen gekämpft – lange, lange – umsonst, das ist stärker als ich!"



Unwillkürlich mache ich eine abwehrende Bewegung. „Oh, ich weiß“ flüstert er gequält. „Meine Liebe ist ohne Hoffnung. Der Tod würde mein Brautwerber sein. Aber ich werde Sie nie vergessen, niemals! Ihr Name ist mein letzter Atemzug! Ihr Bild lebt in meinem Herzen, bis es bricht! Und wenn ich tot bin, sende ich Ihnen meine Seele!“

Und wieder erfüllt mich jenes wohlthuende Machtgefühl, ihn leiden zu sehn — meinetwegen, meinetwegen! . . .

Doch jetzt wird mir mit einem Male so angstvoll, so beklommen ums Herz. Ich habe das sichere Gefühl: ein Unglück ist geschehen. Eine Blutlache liegt dort, wo die Sonne untergegangen.

Ich springe auf. Mein Blick irrt durchs Zimmer. Sieh da, eine weiße Taube!

Aengstlich schlagen ihre Flügel, als suche sie nach einem Ausweg.

Im Schnabel trägt sie ein Herz — und aus dem Herzen fallen rote Tropfen auf den Fußboden — den Teppich — meine Kleider — meine Hände —

Noch einmal höre ich ganz leise, in der Ferne ersterbend



die Worte: „Und wenn ich tot bin, sende ich Ihnen meine Seele!"

In die neue Welt

Wir gingen am Ufer spazieren, mein Mann und ich. Endlos ruhig lag die See vor uns. Wir fühlten Sehnsucht, uns auf ihrem klaren Spiegel zu schaukeln.
Wir gingen an den Steg, doch sahen wir kein Boot. Da kam ein schöner Schiffer auf mich zu: „Gnädige Frau, mein Schiff geht in die neue Welt! Wollen Sie mit?"
„Oh ja!" rief ich, und ich drückte meinem Mann schnell die Hand und sprang in den Kahn.
Mein Mann stand da, traurig und still: ein unsäglicher Schmerz schloß ihm den Mund. Ich wollte herausspringen, ihn um Verzeihung bitten – aber die neue Welt, die neue Welt! Und ich sah den schönen Schiffer vor mir – ich blieb!
Pfeilschnell flog das kleine Fahrzeug über die blaue Flut. Ich jauchzte und sang – ich war so glücklich!
Plötzlich kräuselte sich die glatte Fläche. Das Wasser nahm eine grüngraue Farbe an. Dunkle Wolken jagten am Himmel herauf. Ein furchtbarer Sturm brach los, und wir sahen den Untergang vor uns.





Da kam ein stolzes, großes Schiff auf uns zugesegelt. Mein schöner Führer rief es um Hilfe an. Man warf ihm einen Strick vom hohen Deck herunter. Er kletterte hinauf und war gerettet.

Mich ließ er allein – allein . . .

Ich hatte mich an die Bank im Kahn geklammert. Ich fühlte meinen Mut sinken und meine Kraft erlahmen.

Und jetzt steigt der Kiel kerzengerade in die Höhe. Ich höre einen gellenden Schrei über das Wasser hin: „Mein Weib! Mein Weib!"

„Verzeih mir!" rufe ich zurück und sinke in den schwarzen Schlund.

Das jüngste Gericht

Es war in einem weiten, geräumigen Saale. Ich lehnte an einem dunkelbraunen Ofen, der sich links vom Eingang befand.

Vor mir in der Mitte des Raumes stand eine hohe hölzerne Bank, und darauf saß ein Greis mit weißen wallenden Haaren.

Er war vom Kopf bis zu den Füßen in ein weißes Gewand gekleidet. Er hielt in der Rechten einen Stab



wie ein Zepter, seine Linke ruhte auf den Knieen, und sein Haupt reichte gerade bis an die Decke.
Zu seiner Linken saß ein jüngerer Mann mit lockigem blonden Haar und einem Bart von gleicher Farbe. Aber seine Bank war um ein wenig niedriger, und sein Kopf stieß nicht an die Decke. Er war gekleidet wie der Greis neben ihm, nur hielt er statt des Stabes einen Palmenzweig in der rechten Hand.
Vor den Sitzen der beiden Männer stand in demütiger Haltung eine Anzahl Menschen, eine sehr gemischte Gesellschaft. Ich sah Uniformen und Fräcke, seidene und samtene Kleider, Lumpen und Staatsgewänder. Und alle standen sie bunt durcheinander, einer schmiegte sich an den andern – aber niemand sprach ein Wort. Ununterbrochen rief der greise Mann Namen auf, die ich jedoch nicht verstand.
Die Träger der Namen warfen sich vor dem Holzschemel nieder. Auf einen Wink mit dem Stabe traten sie dann entweder auf die linke oder die rechte Seite. Doch die Mehrzahl mußte auf die linke treten, und viele von diesen trugen schwarze Talare und weiße Bäffchen.



Ein behaglicher Ton herrschte in dem linken, überfüllten Winkel des Saales . . .
Und endlich war das Werk vollbracht! Der greise Mann senkte seinen Stab. Der Letzte der Gerichteten wanderte mit gebeugtem Haupte, aber blinzelnden Augen auf die — linke Seite!
Dicke Schweißtropfen rannen von der Stirn des Richters, und eine Röte der Unzufriedenheit bedeckte sein Gesicht. Ich wunderte mich ob des Schweißes: denn es war sehr kalt in dem Saale, und ich drückte mich fest an den Ofen, der aber keine rechte Wärme mehr ausströmen wollte.
In der großen Stille, die jetzt eintrat, hörte ich plötzlich draußen etwas die Treppe heraufkommen. Ich sah, wie Aller Augen sich auf den Eingang richteten.
Ich wandte mich um, und ein stutzerhaftes junges Kerlchen mit wohlgepflegtem Schnurr- und Backenbart stand vor mir. Als ich ihn verwundert ansah, ließ er mit Geschick sein Glas aus dem rechten Augenwinkel fallen und machte eine höfliche Verbeugung.
Er trug einen tadellosen, weitgeöffneten Frack und eine weiße Halsbinde, als käme er soeben von einem Ball. Er sah sehr vornehm und festlich aus. Mich störte nur



der geringelte Schwanz, der aus den Rockschößen her-
vorguckte, und die dürren mageren Beine paßten nicht
recht in die schüssigen Sackhosen.
Aber der weltmännische Junker wußte diese Mängel
durch seine feinen und leichten Bewegungen zu ver-
decken. Und dabei hatte er eine so glücklich sprudelnde
Laune, daß ich nichts weniger als Abneigung gegen
ihn empfand. Wir wechselten ein paar Worte: er
nahm meine Hand und drückte sie lebhaft, als er merkte,
daß ich sie ihm nicht ungern gab.
Alsdann hinkte er davon, auf die linke Seite des Saales.
Er verbeugte sich tief vor dem weißhaarigen Greise,
darauf mit einem verbindlichen Lächeln vor der zahl-
reichen Schar und forderte sie auf, ihm zu folgen.
Der Alte sah stumm alles mit an.
Willig und mit offenbarem Vergnügen folgte die linke
Seite dem befrackten Herrn. Als er bei mir vorbeikam,
grüßte er mich noch einmal mit einem verschmitzt-
freundlichen Kopfnicken – ich dankte ihm leicht. Und
dann ging's hinaus, die Treppe hinunter, der Befrackte
voran, und hinter ihm die lachende scherzende Schar.
Das kleine Häuflein auf der Rechten verhielt sich



schweigend. Eine gedrückte Stimmung lag auf den Gesichtern Aller. Und da ich, wie es schien, freie Wahl hatte, stieg ich eilig die Treppe hinab und folgte der Schar, deren lustiges Gelächter ich in der Ferne hörte. Der weltmännische Junker hatte es mir angethan!

Zwischen Himmel und Erde

Ich schwebte im Weltenraum. Meine Füße standen auf dem breiten Nacken eines schwarzhaarigen Mannes. Er ächzte und stöhnte unter mir wie unter einer überschweren Last.

Ich schwebte durch zerrissenes Gewölk. Dunkle Wolken flogen an mir vorüber, geräuschlos gleich riesigen Fledermäusen. Ein fahles Halblicht umfloß mich. Ueber mir aus flüchtigen Wolkenlücken strahlten die Sterne.

Den Sternen zu ging mein Flug. Eine überirdische Gewalt riß mich aufwärts, mit rasender Schnelle. Und je höher ich flog, desto leichter und froher fühlte ich mich. Ich hätte aufjauchzen mögen vor überquellender Lust!

Aber je höher ich flog, desto wilder und qualvoller ward auch das Gestöhn des schwarzhaarigen Mannes unter mir. Meine Last schien für ihn zu wachsen mit der Höhe.



Er keuchte und brüllte am Ende wie ein gequältes Tier.

Doch ich empfand kein Mitleid. Fest und grausam standen meine Füße auf seinem mächtigen Nacken. Ich hatte nur einen Gedanken: nach oben!

Den Sternen zu ging mein Flug, und mählich wurde es lichter um mich und freier. Die schwarze Wolkennacht versank unter mir wie gesühnte Schuld. Silberweiße Wölkchen schwammen am tiefblauen Nachthimmel und konnten nicht mehr die Sterne verbergen.

Hinter den weißen Wolkenschleiern leuchteten sie, zum Greifen nahe. Ich fühlte: ich war am Ziel. Ich streckte die Arme aus nach einem großen strahlenden Stern.

Ein Jubelruf – ich hatte ihn gefaßt – ich hielt ihn in meinen Händen!

Ein Schmerzensschrei, der den Weltenraum erschütterte, – und der schwarzhaarige Mann unter mir stürzte in die finstere Tiefe der überwundenen Nacht.

Die Grablegung

Ich träumte von meiner gestorbenen Liebe.

Meine Liebe war tot. Ich stand auf einem weiten



Gottesacker. Bis zu den Grenzen des Horizonts wogte mit sanftem Wellenschlage das Gräbermeer.

Zu meinen Füßen gähnte ein großes, offenes Grab: das Grab für meine gestorbene Liebe. Aber es war noch nicht groß genug für die große Tote, die ich darinnen bergen mußte.

Eine hohe, starkknochige Frauengestalt stand in der Gruft und grub und grub. Sie arbeitete in ruheloser Hast. Ihre Hände bluteten schon von der langen Mühe – doch sie achtete dessen nicht.

Nur hin und wieder hob sie den Kopf, den perlenden Schweiß sich von der Stirne zu wischen. Ich sah dann ein hartes, strenges Gesicht und zwei kalte, stahlblaue Augen, die in mitleidslosem Glanze leuchteten.

Rastlos, schweigsam grub sie das Grab, und nicht eher hielt sie inne, als bis es groß genug war.

Dann stieg sie aus der Gruft und zwang mich mit einem Blick ihrer Augen, meine große Tote hineinzubetten. Sofort griff sie wieder zum Spaten und schaufelte die schwarze Erde auf die Leiche.

Und schnell wuchs der große Grabhügel über meiner gestorbenen Liebe . . .



Ich war allein. Ein Gefühl grenzenloser Leere bedrängte mein Herz. Meine trockenen Augen dürsteten nach Thränen, aber mein Schmerz starrte in mir wie ein unfruchtbarer Fels.

Tod um mich – in mir ...

Da schwebte es heran, so klein und zart, so lieblich und fein wie ein Engelchen. Es stellte sich auf das große Grab und breitete die Aermchen nach mir aus und flehte mit zitternder Stimme: „Mutterchen, mein liebes Mutterchen!"

„Oh Gott, mein Kind!" Ich hatte es in meine Arme gerissen und preßte es an mich ... „Mein Kind! Mein Kind!"

Ich erwachte und weinte – aber ich wußte nicht: waren es Thränen des Schmerzes oder der Freude?



Die Fahrt nach dem Glück

Wir standen am Meer.

Du warst ganz weiß in Weiß. Am Busen blühte dir eine rote Rose, die wie ein Blutfleck sich vom Weiß deines Kleides abhob.

Vor uns war die Sonne ins Meer gesunken. Dort, wo das Abendrot über ihrem Wellengrabe leuchtete, lag eine Insel.

„Die Insel der Seligen!“ flüstertest du. Und ich fühlte, wie ein Schauer den Körper in meinen Armen erbeben machte.

„Wie kommen wir hinüber?“ fragte ich. Der Strand war öde. Weit und breit kein Boot, kein Fahrzeug, dem wir uns hätten anvertrauen können.

„Glaubst du an die Liebe?“

„Ich glaube!“

„Dein Glaube hilft uns!“

Und du löstest ein Blatt aus der roten Rose an deinem Busen und setztest es vor uns auf die Wellen. Alsbald



wuchs das Blatt und wurde größer und größer, bis es schließlich, ein Kahn, sich zu unseren Füßen wiegte.

„Folge mir!“

Hand in Hand bestiegen wir das Rosenschiff, das sich löste vom Ufer und, wie von Geisterhänden gesteuert, der Insel der Seligen zutrieb.

●●●

Zum Greifen nahe lag die Insel vor uns. Doch die Fahrt währte lange, endlos lange — die Entfernung vom Glücke täuscht.

Wie ein sanftes Sterben verglühte das Abendrot am Himmel. Hinter uns kam die Nacht übers Meer geschlichen und legte verdunkelnd uns ihre weichen Hände vor die Augen.

Und die Insel der Seligen entschwand unseren Blicken, wich in die Dunkelheit zurück, als ob sie vor uns fliehe.

Stunden verflossen, während wir so dahinfuhren. Eintönig plätscherte das Wasser an unser Schifflein, und über uns schimmerten die Sterne: zitternde Wimpern an müden Augen . . .





Wir trieben auf hohem Meer.
An den Abhängen des Himmels hatte es sich aufgetürmt, drohendes Gewölk, und einzelne Wolken flogen schon verfinsternd über das reine Antlitz der Nacht.
Die See ging hoch — ein Unwetter zog herauf.
Ich lag vor dir auf den Knieen und hatte deine Hände gefaßt. Ich suchte Halt und Hilfe bei dir. Ich fühlte mein Vertrauen wanken und meinen Glauben schwach werden.
Ich zitterte, ich war in Furcht — deinetwegen! Ich klagte, daß wir die Insel nicht erreichen würden, daß es ein Frevel gewesen, unser Glück einem Rosenblatt anzuvertrauen! Ja, ich glaube, ich machte dir Vorwürfe, unschuldig Kind!
„Glaubst du an die Liebe?" wiederholtest du deine Frage. Die Worte kamen so gepreßt heraus — das fragte jetzt die äußerste Herzensangst!
Das Wetter entlud sich über unseren Häuptern. Der Sturm fuhr übers Meer, ein grausamer Sieger, und peitschte die schwarzweißen Wellenrosse, daß sie hoch aufbäumten. Grell in einem Blitze flammte der toddrohende Dreizack auf.





„Nein!“ rief ich.

Ein geller Aufschrei – der Kahn war jäh unter uns zum Rosenblatt wieder zusammengeschrumpft – wir sanken in die Tiefe ...





Wenn Dichter lieben

Ich konnte die Sonne vor der Sonne nicht sehn!
Wir hatten uns gejagt, im wilden Spiel, und nun stand sie da, die Hände auf die wogende Brust gedrückt, hoch und hastig atmend.
Hinter ihr flammte die rote Abendsonne. Ihr dunkler Lockenkopf lag auf dem Abendrot wie auf einem Purpurkissen. Aus ihren Augen blitzte der Uebermut, und um ihren Mund lachte ein Schelm.
Ja, da konnte ich die Sonne vor der Sonne nicht sehn!

●●●

Mein Denken und Träumen ist immer bei dir, bei dir — meine Gedanken sind gleich Fliegen, die in einen Honigtopf gefallen.
Sieh, wie sie zappeln und sich abmühen! Aber der Honig hält sie fest, sie kommen nicht wieder los — von dir, von dir!
Doch neulich hatte ich einen gerettet: honigtriefend, wie er war, setzte ich ihn auf ein Blatt Papier — er sollte sich da ein wenig besinnen.



Und in der That, nach einer Weile begann er zu kriechen auf dem weißen Blatt – langsam, schwerfällig – in die Kreuz und die Quer.
Und wie er so dahinkroch, ließ der Honig, der von seinen Beinchen troff, eine krause Schrift auf dem Papier zurück:
Und siehe da, als ich mir's dann bei Licht besah, war es – ein Liebesgedicht!

•••

Gar oft ängstigt mich der Gedanke, daß ich dir nicht treu sein werde.
Ob der Dichter die Treue kennt?
Liebe und Treue sollen Schwestern sein, und ihm scheint es, als seien sie fremd einander, ganz fremd – wie er die Treue flieht, so sucht er die Liebe.
Dichterherz, ist es überhaupt ein Herz?
Vielleicht nur ein Stück Spiegelglas, das widerstrahlt, widerstrahlen muß, was an Reiz und Schönheit vorbeizieht.
Und auch du – oh, ich fürchte es! – auch du bist nur



eines jener flüchtigen Bilder, die vorüberhuschen im Spiegel meines Herzens.

●●●

Mein Herz ist ein Brummkreisel.
Eine Zeitlang dreht er sich mit zärtlichem Summen und Singen im Kreise — dann werden seine Bewegungen schwankend — mit schrillem Gepolter beginnt er sich an den Dingen im Raum zu stoßen — und schließlich liegt er verendet, ohne Klang und Bewegung am Boden.
Laß dich wieder aufziehen, armes Herz!



Schlittenfahrt

Die Pferde scharren ungeduldig im Schnee. Bei jeder Bewegung, bei jedem leisesten Ruck zittert ein feines Glockenklingen in den weißen Wintertag.

Schnell, schnell! Mein lachendes Glück unter Tücher und Decken und Pelze gepackt! Ganz vermummt sitzt sie da – nur die fürwitzige Nase, der rote Mund, die dunklen tiefen Traumaugen, einige widerspenstige blonde Locken lugen hervor.

„Hüh!" Die Pferde ziehen an – ein fröhliches Glockenklingen erfüllt auf einmal die Welt!

Der Schlitten fliegt – fliegt! Weiß ist die Welt, aber dunkel, breit und dunkel ist der Rücken des Kutschers. Wir verstecken uns dahinter, zwei selige Kinder, enge aneinander geschmiegt. Ganz ferne, ganz leise nur hören wir das Läuten der Schlittenglocken.

Der Schlitten fliegt – fliegt! Die kahlen Bäume an der Landstraße huschen vorüber: sie laufen, als ob sie sich warm machen wollen.





Wir brausen durch ein Dorf: Hunde brechen aus Haus und Hof, wirbeln hinter uns her, und ihr wütendes Gekläff hallt in das reine Klingen der Glocken.

Wir stürmen durch den Wald: Tannen und Wacholderbüsche und allerhand kleines Strauchgesindel, das rennt mit uns – sie stecken alle bis über die Ohren in dicken Schneepelzen und können nicht mitkommen und purzeln auf die Nase!

Wir lachen – lachen! Eine so große reine Fröhlichkeit erfüllt uns, und wir hören auch wieder ganz nahe das Läuten der Schlittenglocken. Immer stärker schwillt es an, immer machtvoller: es ist, als kommen die Glockenklänge von allen Kirchtürmen der Erde geflossen und strömen zusammen zu einem großen, großen Klangmeer.

Und wir schwimmen in diesem Klangmeer – wir werden aufgehoben von der Erde – unsere Seelen breiten große weiße Flügel ...

Da sucht mich unter den Tüchern und Decken und Pelzen eine kleine Hand, eine warme frühlingswarme Hand. Wie eine leise, schüchterne Bitte kommt sie zu



mir: „Es wird Abend — mir ist bange — laß uns nach Hause!"

Und heimwärts läuten die Schlittenglocken, während der Abend seine blaßroten Rosen auf den Schnee streut . . .



Gelöstes Haar

Sie hat ihr Haar gelöst, ihr goldblondes Haar.
Wie eine lichte Flut ergießt es sich von ihrem Köpfchen.
Umsonst runden meine Hände ein Becken, die Flut aufzufangen. Sie überschwemmt meine Arme, sie rieselt über meine Hände, sie sickert durch meine Finger.
Wie das rinnt, leise, leise — wie das fließt und zerfließt, unaufhörlich, gleich dem Vergänglichen ...
Ein süßes Lustgefühl zwingt mich, die Augen zu schließen: ich will fühlen, nur fühlen!
Und plötzlich schau ich mich als Jungen an dem kleinen Bache, der bei meinem Heimatstädtchen vorüberplätschert. So deutlich sehe ich den Platz: ein paar große runde Kieselsteine stauen das Wasser, ein winziger Wasserfall schwatzt dort mit silberner Stimme. Und der kleine Knabe streckt seine Hände mitten in den Wasserfall.
Wie das rinnt, leise, leise — wie das fließt und zerfließt, unaufhörlich, gleich dem Vergänglichen ...
Auch der Knabe schließt in einem süßen Lustgefühl seine Augen: er will fühlen, nur fühlen!





Und jetzt verschwimmt mir beides ineinander –
Ich weiß nicht mehr: bin ich der harmlos-schwermütige Junge, der im Sonnenschein seiner Jugend sich das hellfunkelnde Wasser durch die Finger gleiten läßt – oder bin ich der große verliebte Thor, dessen zitternde Hände mit der blonden Haarflut seines Mädchens spielen?
Wie das rinnt, leise, leise – wie das fließt und zerfließt, unaufhörlich, gleich dem Vergänglichen . . .



Gebet

Lieber Vater im Himmel, ich bin nun wieder ein Kind und glaube an dich: laß mich zu dir beten!

Vielleicht erinnerst du dich noch des kleinen Jungen? Wenn ein Weh ihn drückte, kam er zu dir, und du gabst ihm Thränen, von jenen Thränen, die so sanft und reichlich fließen wie ein Mairegen.

Und der kleine Junge schluchzte sich aus. Er weinte sich sein kurzes Weh vom Herzen, und dann schlief er ein – ein Lächeln lag schon wieder um seine Lippen ...

Ich bin nun groß geworden, lieber Gott, und ich habe mein Weinen verlernt. Meine Augen sind so heiß und trocken: eine entsetzliche Dürre brütet in ihnen und versengt alles Frische und Grüne, das in mir knospen will.

Ich bitte dich, lieber Gott, schenke mir doch wieder Thränen, von jenen Thränen, die so sanft und reichlich fließen wie ein Mairegen.

Und wenn ich mich ausgeweint, dann laß mich einschlafen, lieber Gott, für immer einschlafen – und ein Lächeln soll den toten Mund umspielen ...





Dornröschen

Der flackernde Schein der Nachtkerze beleuchtet ein buntes Bild auf meinem Tische: Kragen, Binde, Handschuhe, Knöpfe, wie ich's eben von mir geworfen, so liegt es da — und mitten dazwischen, halb verwelkt, eine Rose, eine weiße Rose.

Sie blühte am Busen der kleinen Ballprinzessin: ich habe sie mir erbettelt als „Erinnerung". Sie war ja der heimliche Zeuge meiner verstohlenen Zärtlichkeiten! Wie oft kam sie ins Gedränge, wenn ich im Taumel des Tanzes den wogenden Mädchenbusen eng und enger an mich heranzog!

Sie blühte zwischen zwei Herzen, das war ihr Unglück. Zerdrückt — verwelkt! Das bleiche Köpfchen zur Seite geneigt, liegt sie da, wie eine Leiche.

Aber ein leiser Duft löst sich noch aus den welken Blättern: es ist fast, als wolle die Tote noch sprechen. Möchte sie die duftenden Geheimnisse ausplaudern, die sie erlauscht in ihrem kurzen Blühen zwischen Herz und Herz?





Laß mich vor dir knieen!
Ich berge mein Haupt in deinem Schoße, und leise liebkosend gleitet deine Hand über mein wirres Haar.
Ich liebe dich, Kleine!
Nein, erschrick nicht! Nimm deine Hand da nicht fort!
Wie ein Segen ruht sie auf meinem Haupte, und es wird still drinnen, sonntäglich still — das stürmische Meer der Gedanken glättet sich unter der segnenden Berührung deiner Hand.
Ich liebe dich, Kleine!
Wie fühle ich mich glücklich und ruhig in diesem Geständnis! Ein heiliger Sonntagmorgen bricht an in meinem Gemüte: in meinem Herzen klingt es wie Glockenläuten und rauscht es wie Orgelton.
Ich liebe dich, Kleine!
Wie ein Gebet flüstern es meine Lippen, und in dem weiten Raum meiner Seele hallt es wieder, fromm und feierlich — der Nachhall in einer Kirche . . .

Komm, Kind, lege dein Köpfchen an meine Schulter und lausche mir — ich will dir eine fromme Geschichte erzählen:





„Jesus war mit seinen Jüngern nach Jerusalem gekommen. Und als er in den Tempel ging, um dort zu beten, da hatte der Eigennutz der Menschen aus dem Tempel eine Krämerbude gemacht. Und Jesus entrüstete sich, er trieb aus die Verkäufer und Käufer, er stieß um die Stühle der Wechsler und die Tische der Taubenhändler, und er lehrete und sprach: Stehet nicht geschrieben, mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht —“

„Und sieh, Kind, eine Mördergrube war auch mein Herz, als du dahin kamst, um zu beten. Menschlicher Eigennutz und menschliche Begierde herrschten darinnen. Aber der Gott der Liebe, der mit dir gekommen, entrüstete sich, und er trieb aus die fremden Gewalten und bösen Begierden, und er zerriß den vielfach gestirnten Himmel meiner Leidenschaften und entfachte den Einen Stern der wahren Liebe, und er lehrete und sprach: Stehet nicht geschrieben, des Menschen Herz soll heißen ein Tempel der Liebe? Ihr aber habt ein Freudenhaus daraus gemacht —“





Sie glaubt an Gott, hat sie mir heute gesagt.
Und sie machte ein so drollig ängstliches Gesicht bei diesem Geständnis – sie fürchtete, daß ich sie verspotten würde.
Sie hat sich ihren Gott bewahrt wie ihre große Puppe, mit der sie noch zuweilen spielt – heimlich, heimlich, wenn niemand es sieht!
Denn sie schämt sich ihrer Puppe und – ihres Gottes...
Sie möchte gerne groß sein und erwachsen und ist doch klein und ein Kind geblieben!
Aber mein Spott schweigt vor deiner Kindheit, Kleine.
Auch ich glaube ja, glaube an Deinen Gott! Denn der Gott der Kinder ist wahr – aber der Gott der Erwachsenen?

●●●

Ja, du bist noch ein Kind, und alles schlummert in dir, Leidenschaft, Liebe und Glück.
Dein Herz ist wie das Schloß im Märchen, darinnen Dornröschen schläft: Jugend und Unschuld bilden die dicke Dornenhecke.
Weh dem armen Ritter, der zur unrechten Zeit kommt!





Die mitleidsloſen Dornen halten ihn feſt und zerfleiſchen ihn, ihn und ſein Herz und ſeine Liebe.

Aber die Schickſalsſtunde wird ſchlagen, da der rechte Befreier kommt: dann wird die Dornenhecke ſich öffnen, ein grünender, blühender Hag, und der Ritter wird ſicher hindurchſchreiten.

Er wird das Dornröschen wach küſſen, und mit ihm wird alles erwachen, Leidenſchaft, Liebe und Glück.

Und mein blutendes Herz, das auch einſt in den Dornen hängen blieb, — es wird die Nachtigall ſein, die dir das Brautlied ſingt!



Im Mondschein

Wir waren auf den See hinausgefahren, wir zwei allein.

Es war ein wunderstiller Sommerabend von reiner sanfter Klarheit. Das Wasser lag ganz unbewegt — nur um unseren Kahn herum wogte ein leichtes Wellenspiel, in dem der Widerschein des Mondes leise erzitterte.

Sie saß mir gegenüber am Steuerruder. Die mondlose Hälfte des Himmels bildete den Hintergrund, und ihr dunkler Kopf hob sich kaum erkennbar von der schwarzen Ferne ab.

Ich hatte zu Augenblicken die Empfindung, als verflüchtige sie sich in die Nacht, als entschwinde sie meiner armen zitternden Sehnsucht . . .

Auf meine Bitte sang sie mir ein Lied: ein einfaches Volkslied, dessen schwermütige Seele mit der Stimmung des Abends in Einen Klang zusammenfloß.

Ich glaube, wir waren glücklich —

Aber unser Glück jubelte und jauchzte nicht: es war zu tief, um laut zu sein. Unser Glück hatte Thränen



in den Augen: es war zu groß, um an die Dauer seiner Seligkeit glauben zu können . . .

Es war spät geworden, als ich den Kahn ans Land trieb. Durch die mondhellen, menschenleeren Straßen brachte ich sie nach Hause. Sie hatte meinen Arm genommen, und ich fühlte ihr Herz klopfen und zuweilen ihren Körper leise erschauern.

Enger, immer enger aneinander geschmiegt, gingen wir dahin, und das Mondlicht lag um unsere Schultern gebreitet wie ein Krönungsmantel der Liebe.



Die Tote

Frühe schon mußte sie in ihren weißen Totenschuhen den langen dunklen Weg gehn . . .
Sie hatte ein schmales blasses Gesicht, das dunkle Locken umflossen: ihre Blässe erinnerte an fernes Mondlicht.
Ihre Augen waren groß und schwarz und ganz Sehnsucht: sie träumten von einer Sonne des Glücks, die nimmer aufgehn konnte.
Frühe schon mußte sie in ihren weißen Totenschuhen den langen dunklen Weg gehn . . .
Mitten im drängenden Frühling ging sie, ohne Erfüllung, mit der Last ihrer schweren unerlösten Sehnsucht.
Alle ihre Mädchenträume nahm sie mit sich, und keine Ruhe ward ihr in dem weiten Reiche des Schweigens.
Immer wieder kam sie in ihren weißen Totenschuhen den langen dunklen Weg zurück . . .
Ein ewig-erneutes Geheimnis stand sie vor mir, in lichter zarter gebrechlicher Schönheit.
In ihren großen dunklen Augen zitterte eine Flamme,



und ihre mageren Arme breiteten sich, die Sonne zu umfangen.
Immer wieder kam sie in ihren weißen Totenschuhen den langen dunklen Weg zurück . . .
Doch über ihre bleiche vergehende Schönheit senkten sich, jedesmal dichter verhüllend, die Schatten des Todes.



Nächtliche Parkwanderung

Die stillen mondlichtüberhuschten Wege eines Parkes wandern wir, Hand in Hand verschlungen, in eine flirrende Wirrnis von Hell und Dunkel hinein.
An weißen Lichtungen schreiten wir vorüber, auf denen der Mondschein liegt, wie bleiches Linnen, das feine Elfenhände gesponnen und sorgsam ausgebreitet haben.
Gleich schwerem Nachtgewölk ballen sich die Baumkronen an dem hellen Mondscheinhimmel auf, und wo das Gewölk sich öffnet, sehen wir den Silberkahn des Mondes in der Höhe schaukeln.
Ein kleiner Teich schimmert am Wege empor, ganz mit Laich bedeckt, und wo die silbern=grüne Decke sich öffnet, sehen wir den Silberkahn des Mondes auch in der Tiefe schaukeln.
Hohe dunkle Baumgruppen nehmen uns auf, deren Thore uns geheimnisvoll umdüstern und deren Wipfel uns überwölben – gottdurchschauerte Tempel . . .
In einer flirrenden Wirrnis von Hell und Dunkel schreiten wir so dahin: bis unser Weg sich schimmernd





aufthut, in einem breiten Lichtstrom hinausfließt auf eine weite, ruhig-beglänzte Wiese.

Der Mond schwebt darüber in freier Klarheit, und alle Sterne glitzern, und die Milchstraße schlingt ihr bleiches Silberband – in der Ferne läuft der feine Schattenstrich eines dunklen Kiefernwaldes.

Unsere Augen trinken das Licht der Weite, unsere Seelen füllen sich mit dem Glanz der tausend strahlenden Welten, die da durch Gottes Hände rieseln – unaufhörlich wie rinnende Sandkörner . . .



Sommermärchen

Ich kniee zu ihren Füßen, den Kopf an ihre Brust gelehnt. Ich höre das Klopfen ihres Herzens tiefinnen und draußen das Rauschen der Bäume.

Der Sommerwind geht durch den Garten und erzählt den horchenden Bäumen von goldenen Kornfeldern, die die ganze Erde bedecken, von sausenden Sensen, die mit hellem Klingklang die goldenen Kornfelder zur Erde betten, von arbeitsfrohen Händen, die die reiche Ernte in die Scheunen sammeln.

Der Wind singt das Lied des Sommers. Die horchenden Bäume stehn und erschauern bis ins innerste Mark: sie müssen von der eigenen Frucht träumen, die im dunklen Laube schwillt und reift . . .

Ich liege zu ihren Füßen, den Kopf an ihre Brust gelehnt. Ich fühle eine reife reiche Fülle in mir, und wie das schwere Wogen goldener Kornfelder geht es durch meine Seele.

„Du bist mein Sommer!“ sage ich und schaue in froher Dankbarkeit zu ihr auf.





„Du bist meine Erde!" sagt sie und beugt sich mit ernstem Lächeln zu mir herab und küßt meine Stirne. Ich fühle eine reife reiche Fülle in mir, und wie das schwere Wogen goldener Kornfelder geht es durch meine Seele.



Weib und Künstler

Ihre letzte Hülle ist gefallen.

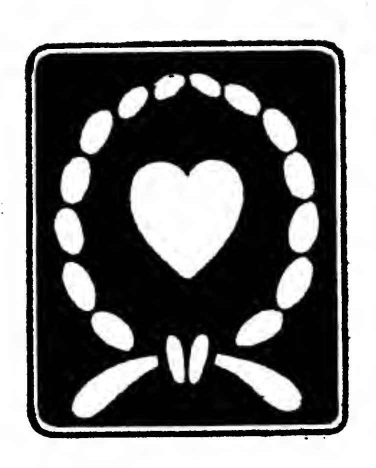
Nackt steht sie vor ihm, vom Lichte umflossen gleichwie von einem silbernen Schleier. Doch eine feine Scheu und Scham bangt noch in ihr: wie wird er ihre Nacktheit anschauen?

Aus seinen Augen aber bricht ein reiner und hoher Glanz. Er umfängt ihren Leib mit seinen Blicken: eine wundersame Gewalt ist darin, als ob er sie von der Erde aufhebe.

Er sieht nur ihre Schönheit – –

Da hebt sie in seliger Befreiung die Arme, hoch in den Himmel hebt sie die sehnenden Arme, die Sonne als goldene Frucht aus der blauen Höhe zu pflücken.

Und unbewußt nimmt sie so die Stellung ein, die er für sein Werk in den langen dunklen Nächten der Sehnsucht sich erträumt hat.





Sonne und Erde

Groß in Muttergüte schwebt die Sonne herauf: die junge Erde drängt ihr entgegen, ein erwachendes Kind, das Licht und Leben trinken will.

Groß in Muttergüte öffnet die Sonne ihr Kleid: sie hebt die Erde zu sich empor und bettet sie an ihre Brüste, die Licht und Leben spenden.

Den ganzen Tag hängt die Erde an den Brüsten der Sonne, trinkt Licht und Leben: innig verschmolzen schweben sie so durch den Raum.

Dann aber naht die Nacht, und die Erde sinkt zurück, satt und müde: die Sonne bettet sie sacht in die rosenrote Wiege des Abends.

Ein leise-leuchtendes Wiegenlied singt noch die Sonne und zieht zögernd die Vorhänge zu und entschwindet in Dunkel und Einsamkeit.



Legende der Jahreszeiten

Frühling

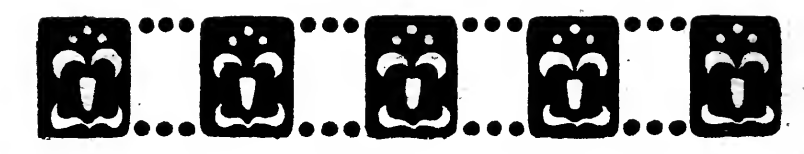
Leise, verstohlen, als wolle er jemand überraschen, kommt der Frühling durch Feld und Wald geschlichen.

In bräutlichem Bangen erwartet ihn die Natur. Soeben ist sie mit ihrem Brautschmuck fertig geworden. Scheu spiegelt sie ihre junge Schönheit in allen Flüssen und Seeen und Teichen.

Am Busen blüht ihr ein Schneeglöckchenstrauß. Im grünen Haar blitzen viel tausend Thaudiamanten. Eine buntschillernde Schlange hat sie als Schmuck um ihren Hals gelegt.

Und auch ihre Mutter, die Sonne, ist heut im Sonntagsstaat. Langhin wallt ihre Strahlenschleppe. Ein zufriedenes Hochzeitsmuttergesicht, lächelt sie auf das Glück der bräutlichen Tochter herab.





Sommer

Der Frühling – tot!

Nach kurzem Liebesglück ist die Natur Witwe. Doch Trost im Leide: sie fühlt sich Mutter. Unterm Herzen regt sich's, ein tausendfaches Keimen, – künftige Ernte reift und drängt zum Lichte.

Und da sie an ihr Mutterglück denkt, lächelt Natur. Wie ernst sie geworden, selbst in ihrem Lächeln: Liebe und Schmerz haben die Jungfrau zum Weibe entfaltet.

Der Busen schwillt, die Hüfte rundet sich, die einst so leichte Haltung wird schwer und schleppend. In langen breiten Wogen wellt schwerfällig das Kornmeer, im dunklen Laube rötet sich die Beere.

Der Sommerhimmel ist ganz mit kleinen weißen Wolken bedeckt; das hängt dort wie Wäsche auf einem Trockenplatz.

Rüstet Großmutter Sonne die Windeln fürs kommende Enkelkind?





Herbst

Die Ernte liegt in den Scheunen — die Felder sind leer — ein frostiger Hauch geht durch die Welt.

Natur ist Mutter geworden. Aber die Selbstsucht der Menschen hat ihr das kaum geborene Kind geraubt.

Allein, hoffnungslos allein!

Horch, der Kuckuck! ... Ach, seine müde Kehle findet nur einen Laut, abgerissen, schluchzend: er weissagt ein baldiges Sterben.

Sterben? Oh nein, nicht sterben! Ein plötzlicher Wille zum Leben durchzittert die Stille — durch eine Wolkenlücke bricht Sonnenschein.

Und wieder spiegelt es sich in allen Flüssen und Seeen und Teichen: Natur sucht ihre Jugend und Schönheit.

Doch grausam antwortet der Spiegel: sie findet — ihr erstes gelbes Blatt!



Winter

Natur liegt im Sterben.

An dem Lager der Kranken schlägt kein mitfühlend Herz: ihre einstigen Freunde im Glück, die kleinen Vögel, sind alle feige gen Süden geflohen.

Nur der Totengräber Winter steht wartend am Lagerrand: mürrisch pafft er aus seiner Pfeife Nebeldampf ins weite Land.

Und vom Wipfel eines blätterlosen Baumes schallt Gekrächz, mißtönig herzloses Gekrächz. Dort lernt der Landpastor Rabe seine Leichenpredigt.



Sonnenuntergang

Die Sonne steht schon tief im Westen. Ihr Himmelbett ist gemacht. Die Abendröte, ihre alte treue Dienerin, hat die Purpurkissen aufgebettet.

Es war ein heißer Tag, und die Sonne ist müde. Sie rüstet sich zum Schlafengehen. Das drückend schwere Prachtgewand hat sie abgestreift: sie ist dabei, die letzten ihrer goldenen Locken zu bergen.

Und nun steht sie da — im Nachtgewand! Unbewußt fängt die Röte der Scham sich auf ihren Wangen. Ein letzter scheuer Blick fliegt in die Welt: ob auch jemand zuschaut?

Und wahrhaftig, dort in der Ferne schielt es schon wieder über den Himmelsrand: vorsichtig, nur mit einem Stück des Gesichts — der Mond, der freche Mond! Immer hat der so zu gucken, nie ist man sicher vor ihm!

Jäh erglühend, wirft sie ihm einen bitterbösen Blick zu und schlüpft hastig ins Bett. Die Purpurkissen schlagen über ihr wie Flammen zusammen.

Schlafen Sie wohl, Frau Sonne!





Froschkonzert

Langsam hat der Mond den Himmel erstiegen. Schon spiegelt sich ein Stück seiner Sichel in dem kleinen Teiche, der tief im Kornfeld versteckt liegt.

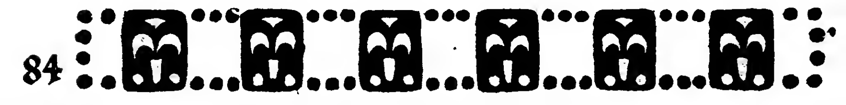
Am Ufer und auf den breiten Blättern der Wasserrose kauert es, regungslos, gleich schwarzen Klecksen: die Mitglieder des Fröschegesangvereins „Nachtigall“.

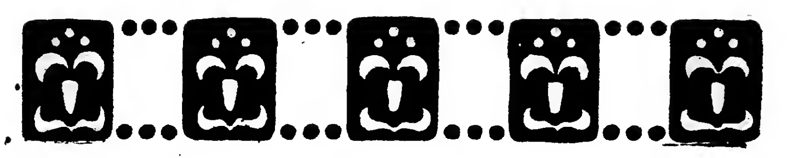
Der Kapellmeister, ein wohlbeleibter Herr, hat seinen Platz auf einem großen glatten Steine, der wie ein Kahlkopf aus dem Wasser hervorsieht.

Und nun beginnt’s: quak! quak! Unermüdlich, ewig das Gleiche – mit einer zähen Ausdauer, wie sie nur aus heiligster Kunstbegeisterung entspringt!

Und ihre Kunst findet Anerkennung. Der alte Bauer, der dort vor seiner Hausthüre sitzt, pafft zufrieden dicke Tabakswolken in die klare Abendluft.

„Hör die Frösche, Alte!“ sagt er zu seiner Frau. „’s bleibt morgen gut Wetter! Wir kriegen unsern Roggen herein!“



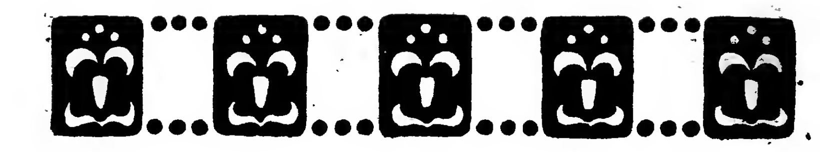


Abendthau

Ein feiner Lichtstreif liegt noch im Westen und erzählt den lauschenden Sternen von der heimgegangenen Mutter, der Sonne.

Es ist die traurig-große Geschichte: eine Heldenmutter stirbt, damit ihre Kinder leben.

Und als die Geschichte geendet und es ganz dunkel geworden, fällt eine leuchtende Thräne durch die Nacht.



Letztes Licht

Der Wind tobt und tollt durch die Straßen wie ein Betrunkener.

Die Gaslaternen sind alle verlöscht. Nur dort auf der Ecke hält noch eine letzte Flamme einsame Lichtwacht.

Ach, sie hat einen schweren Stand! Der Wind weht doppelt scharf an der Ecke. Wie wahnsinnig rüttelt er an den schützenden Scheiben, daß sie klirrend erklingen.

Und die Flamme drinnen flattert gleich einem geängstigten Schmetterling. Unaufhörlich schließt, entfaltet und schließt sie wieder die zitternden Lichtflügel.

Klirr — !

Eine Scheibe fliegt zersplitternd zu Boden. Der Wind hat gesiegt. Eine große schwarze Hand greift nach dem Schmetterling, der sich angstvoll duckt —

Und dann nur noch Nacht und Sturm!





Lichtsieg

Das Gewitter hat sich ausgetobt. Ein frischer Hauch geht durch die schwüle Sommernacht. In die dunkle Wolkenmasse kommt Leben und Bewegung.

Der Mond ist im Westen aufgegangen. Silbern sickert es zwischen den zusammenstürzenden Wolkenwänden durch: Lichtbäche, die sich nach allen Richtungen hin ergießen und die entstehenden Lücken füllen und auszacken.

Wie das sich drängt und schiebt! Wie das wogt und flutet! Der Himmel wird ein wildbewegtes Wolkenmeer, und das Mondlicht krönt wie ein Meerleuchten die Wellenhäupter.

Doch mählich wird das Meer ruhiger und glättet sich. Unwiderstehlich breitet das Licht sich aus und verschlingt die Wolken und tötet das Dunkel. Eine geheimnisvolle Macht arbeitet, die Sterne zu befreien. Sieg —!

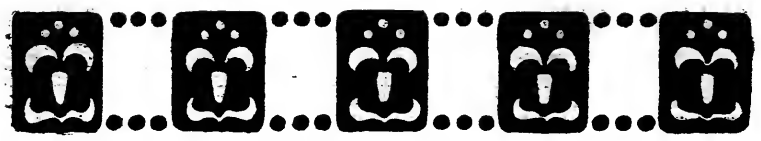
Die Hülle fällt — die Schwefelfarbe des Mondes er-





scheint auf dem tiefen Nachtblau des Himmels — glitzernden Thautropfen gleich erglänzen die Sterne.

Nur hie und da schwimmt noch ein verirrter Wolkenfetzen — aber schon viel zu zart, viel zu fadenscheinig, um auch nur Einen Stern verdecken zu können!



Erde, ich liebe dich!

Mein Traum trägt mich auf einen hohen, hohen Berg, und ich habe einen weiten Ausblick in Vergangenheit und Zukunft.

Blutigrot steigt im Osten die neue Zeit herauf. Dem Westen zu flattert mit ängstlichen Flügelschlägen eine Schar schwarzer Raben: es sieht wie ein abziehendes Unwetter aus.

Und nun ist auch das Rabengewölk meinem Gesichtskreise entschwunden. In ungetrübter Bläue, klar und frisch, hängt die Himmelsdecke über mir.

Licht – Licht – Licht!

Die Dämme sind endlich durchbrochen. Eine gewaltige Lichtsintflut bricht von Osten her in die Welt herein, stürmisch, unaufhaltsam, und begräbt das ganze Weltall unter seinen glitzernden Wogen.

Mein Blick sucht die Erde. Jung, schön, rein: sie gleicht einer Jungfrau, die soeben erst die Knospe ihrer Kindlichkeit gesprengt hat. Auf ihren Wangen blüht ein neuer Frühling, und das Lichtmeer umfließt sie wie ein Heiligenschein.





Göttin Erde!

Ueberwältigt bin ich in die Knie gesunken. In der toten Asche meines Herzens beginnt's zu glühen, erst leise, zaghaft: dann lodert es auf, wild, schicksalsgewaltig – eine läuternde Feuersbrunst, die all mein Fühlen und Denken reinigt.

Und ich bin nicht mehr ein einzelner Mensch, ich bin die ganze Menschheit, und mein Geständnis ist das eine Ewigkeit alte und doch immer und immer wieder erstickte Geständnis der ganzen Menschheit:

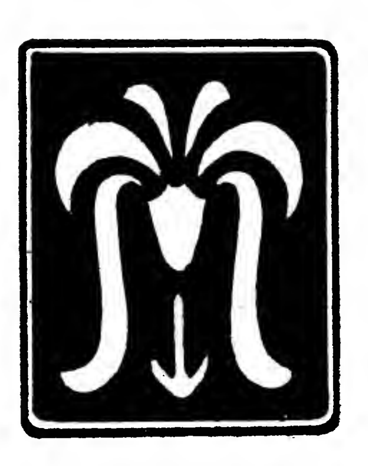
„Erde, ich liebe dich!"

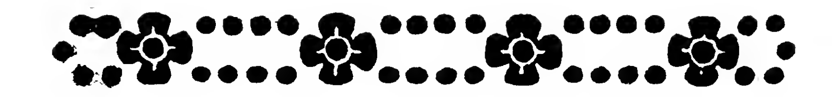
Wie ein befreiter Jubelschrei klingt es, und auf zitternden Schallwellen eilt sein Widerhall durch das ganze Weltall –

„Erde, ich liebe dich! Erde, ich liebe dich!"

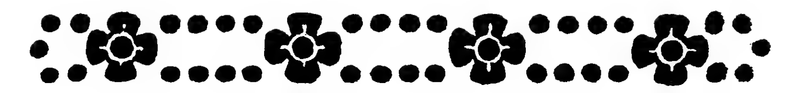
Ende.







Inhaltsverzeichnis



In Vorbereitung:

·· In goldener Fülle ··

Der Dichtungen zweite Reihe
Zweite erweiterte Auflage
vom „Johanniskind“.

··· Das Aehrenfeld ···

Der Dichtungen dritte Reihe
Zweite wohlfeile Ausgabe.

